

Bibliophiles aus aller Welt.

Zur Psychologie des Bücherausleihens.

Eine ungemein treffende Charakteristik des Bücherausleihens gibt eine kleine Geschichte, die der bekannte Kriminalist und Erzähler J. D. H. Temme in seinen Erinnerungen mitteilt, und die er von dem bekannten Berliner Kriminaldirektor Hitzig gehört hatte. Der Justizminister von Kirchheim — er war bis zum Jahre 1825 in diesem Amt — besuchte eines Tages Hitzig, der Herausgeber der „Zeitschrift“ für preussische und der „Annalen“ für deutsche und ausländische Strafrechtspflege war, und sah bei ihm eine neue juristische Schrift. Kirchheim wirft einen Blick in die Schrift hinein, findet das Wenige, das er im Fluge liest, „höchst interessant“ und bittet, sie mitnehmen zu dürfen, „nur auf wenige Tage“. Er darf sie natürlich mitnehmen, aber ebenso natürlich schickt er sie nicht zurück. Hitzig vergißt sie, bis er endlich nach dreiundzwanzig Jahren bei einer besondern Veranlassung sich ihrer wieder erinnert. Nun schickt er seinen Diener zu Kirchheim und läßt sich das Buch zurückerbitten. Kirchheim aber bat, es noch einige Tage behalten zu dürfen, er habe noch keine Zeit gehabt, es zu lesen! In einigen Tagen schickte er dann die Schrift zurück.

„Schöner, fünfzehnpfundiger Hebbel.“

Von Hans v. Hülsen (Berlin) lesen wir folgendes recht zeitgemäßes Geschichtchen:

Da man mir die Adresse ins Ohr flüsterete, will ich sie nicht weitertragen. Genug, es war an der südwestlichen Peripherie dieser Stadt, die an phantastischen Möglichkeiten viel mehr umschließt, als man gemeinhin ahnt. Ob freilich noch Phantastischeres als dies, wovon ich erzählen will?

Ein ungeheurer Laden, bis unter die Decke mit Büchern vollgestopft. Also eine Buchhandlung? Mehr und weniger. Ein Antiquariat — aber ein ganz besonderes, denn es verkauft seine Schätze nicht als Bücher, sondern als Makulatur . . .

Es wäre nichts dabei, wäre diese Makulatur nicht sorgsam geordnet. Nach Prosaisten und Poeten. Nach wissenschaftlicher Makulatur und jener, die man die „schöne und traurige“ nennt (und die meist mehr traurig ist als schön).

Nach Dichtern geordnet: jeder Dichter zu einem Ballen zusammengeschnürt und mit einem Gewichtsvermerk versehen . . .

Vom ersten Staunen erholt, äußere ich ein paar bescheidene Wünsche.

Ein dienstfertiger Jüngling führt mich umher, weist mir die einzelnen Konvolute:

„Schöner Casanova, anderthalb Kilo . . .“

„Schöner, fünfzehnpfündiger Hebbel . . .“

„Goethes Gesammelte — zirka dreiviertel Zentner brutto . . .“

Mein Freund stößt mich in die Rippen — ernst bleiben! spricht sein Blick.

„Hier, sehn Sie, ein Schopenhauer-Insel-Ausgabe, Dünnpapier, geringwertig — nur siebenhundert Gramm die fünf Bände . . .“ Verächtlich stößt er den Ballen mit dem Fuße.

Schopenhauer, großer Meister, der du ein Leben an diese siebenhundert Gramm wandtest — auch du gewogen, gewogen und zu leicht befunden?

Daß unsere allerjüngste jeunesse dorée, wenn sie sich in den neuen Kurfürstendammwohnungen ihre Bibliotheken einrichtet, die Bücher meterweise bestellt, hat keines Feuilletonisten Witz erfunden. Aber Hebbel pfundweise? Goethe nach Gewicht? Das scheint mir der schönste Triumph — der hohnlachende Triumph der Materie über Geist und Kunst.

Ein Sinnbild?

Dr. Charles Moise Briquet.

Vor kurzem starb in Senf neunundsiebzigjährig C. M. Briquet, der als der hervorragendste Kenner auf dem Gebiete der Papierforschung galt. Aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, leitete er in Senf bis zu seinem achtundvierzigsten Altersjahre mit seinem Bruder ein vom Vater übernommenes Papeteriegeschäft. 1884 veröffentlichte er im „Journal de Senève“ einen Aufsatz, betitelt „Ca légende paléographique du papier de coton“, in dem er die Ansicht der Paläographen, daß es im Mittelalter Papier aus Baumwollstoff gegeben habe, widerlegte. Sein Forscherdrang äußerte sich hier zum erstenmal und fand in der Folgezeit durch die Veröffentlichung grundlegender Arbeiten auf dem Gebiete der Papierkunde seine Vertiefung. Einige Spezialuntersuchungen führten ihn dann auf das Gebiet, auf dem er Meister wurde, auf das der Wasserzeichenkunde. Er stellte die Wasserzeichen der Papiermühlen mehrerer Länder fest und ordnete sie. Zu diesem Zweck besuchte er während fünfundsiebenzig Jahre über zweihundert Archive und Bibliotheken der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Deutschlands, Österreichs, Belgiens und der Niederlande. Seine ersten Studien galten jeweilen zuerst der Geschichte der Papiermühlen, um die nötige Grundlage für die Klassifizierung der Wasserzeichen der be-

treffenden Mühlen zu erhalten. Einmal so weit, begann er mit dem Kopieren der Wasserzeichen alter Urkunden. Er hat deren über 60.000 durchgepaust. Sogar Archivbeamte waren sich der Bedeutung seiner Tätigkeit nicht immer bewußt, hat ihn doch einer einmal gefragt, ob er Freude an den verschiedenen Formen der Wasserzeichen habe und ob er sich davon ein Album anlegen wolle. Zum Glück fand er aber bei anderen Fachmännern warmes Verständnis und Förderung für seine Arbeit. 1907 erschien bei Jullien in Genf die Frucht seiner Arbeit, vier große Bände umfassend: *Les Filigranes. Dictionnaire historique des marques du papier des leur apparitions vers 1282 jusq' en 1600.* Mit 39 Abbildungen im Text und 16.112 Facsimiles — ein Werk, das ein schweres Opfer für seinen Verfasser erheischte, indem er sein Augenlicht dabei verlor. Briquet gebührt die Ehre, Begründer einer neuen Hilfswissenschaft der Geschichtsforschung geworden zu sein: der Wasserzeichenkunde, von der zutreffend gesagt wurde, sie harre nur noch auf einen fremden, wissenschaftlich klingenden Namen, um sie auf dem Verzeichnis der Hochschulvorlesungen zu finden. Mit Hilfe des Werkes von Briquet kann der Geschichtsforscher in vielen Fällen Ursprung und Alter des Papiers und damit der Urkunde überhaupt bestimmen. Man stellt zu diesem Zweck das Wasserzeichen der undatierten Urkunde fest und vergleicht es mit denen, die Briquet in seinem Werk veröffentlichte. Ist einem das Glück hold, so findet man ein übereinstimmendes, und die Angaben Briquets ermöglichen die Datierung der Urkunde. Briquet selbst hat mehrere solcher Bestimmungen mit Erfolg vorgenommen. 1908 hat die Genfer Universität dem Verstorbenen die Doktorwürde ehrenhalber verliehen.

Wie Stettenheim seine Werke sammelte.

Der vor einigen Jahren verstorbene Stettenheim ging in den letzten Jahren seines Lebens daran, seine in alle Winde verstreuten Werke zu sammeln. Seine Sammelarbeit stieß aber auf ungeahnte Schwierigkeiten. Viele Verleger hatten kein Exemplar der alten Ausgaben mehr vorrätig, andere Verlagsanstalten waren im Laufe der Jahre eingegangen. So machte der Achtzigjährige sich selber auf die Suche nach „alten Stettenheims“. Eines Tages trat er an die Verkäuferin der Bücherabteilung eines großen Warenhauses:

„Haben Sie Stettenheims gesammelte Werke?“

Die Befragte sah den alten Herrn erstaunt an und stellte dann die Gegenfrage: „Suchen Sie eine Neuerscheinung?“

„Nein, mein liebes Fräulein“, erwiderte der Kunde, „Stettenheim ist durchaus keine Neuerscheinung.“

„Dann dürften Sie im zweiten Gang links etwas finden, wo die zurückgesetzten Sachen liegen,“ war die Antwort der bedienenden Maid.

Stettenheim fühlte sich zwar, wie er seinem Begleiter erklärte, durch die Bedienung so „zurückgesetzt“, daß er am liebsten die Aufsicht rufen mochte, zeigte dann aber lächelnd auf einen „zurückgesetzten“ Schiller, Lenau und Fontane. Ein „Wippchen“ war nicht darunter. „Die hat sicherlich ein Mäzen in Bausch und Bogen geramscht,“ meinte Stettenheim im Fortgehen.

Gottfried Kellers Photographiensammlung.

Adolf Frey hat in der „Deutschen Rundschau“ acht bisher unbekannte Briefe Kellers an Ludmilla Assing veröffentlicht. Aus dem März 1867 findet sich da folgende Epistel: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Photographie; ich schwanke noch immer, ob ich dieselbe zwischen die weiblichen Seiten in meinem Album, die George Sand, Fanny Lewald u. s. w., placieren soll, oder zu ihren Freunden, den Garibaldi, Mazzini und wie sie alle heißen. Letzterem habe ich eigentlich schon eine Stelle vorn vorbehalten. Ich lege mir nämlich eine Sammlung von vertriebenen oder sonst in den letzten Völkerbewegungen verunglückten Fürstinnen und Prinzessinnen an, aber nur von schönen. Diesen stelle ich dann als Vogt und Aufseher ein prächtiges Bild von Garibaldi voran. Ähnlich sammle ich auch Bildchen von schönen Schauspielerinnen, welche den Shakespeare zum Vorsteher bekommen sollen. . . . Gestern habe ich auch zwei niedliche Pendants für meine Albums gekauft: eine Photographie Liszts als Abbé und eine der Gräfin Hahn-Hahn als Nonne, zwei trostlos pikante Bilder! Sie kommen intim aufeinander zu liegen, wenn man das Buch zuflappt, und küssen sich dann, wie ich schon in stillen Nächten gemerkt habe.“

Eine Leihbibliotheksprovision für Schriftsteller

schlägt Frau Tyll Jensen-Fenger, die Schwester Johannes V. Jensens, in zwei ausführlichen Artikeln in der „Berlingske Tidende“ vor. Anstatt zu schreiben, geht jetzt, wie Frau Fenger behauptet, alle Welt zum Film. Die Dänin begnügt sich indes nicht damit, diese Zustände zu beklagen, sondern sie macht gleich Vorschläge. In Dänemark ist, ebenso wie in Deutschland, das Leihbibliothekswesen außerordentlich entwickelt. Wenn man nun, so meint Frau Fenger, eine Einrichtung träfe, daß bei jeder Entleihung eines Buches eine Abgabe von 5 Öre für den Verfasser entrichtet würde, so würde für viele ein ganz beträchtliches Nebeneinkommen sich ergeben; ja sie rechnet auf so große Einnahmen, daß man sogar noch Abzüge zugunsten alter und kranker Schriftsteller machen könnte, denen auch die Ab-

gaben für Bücher verstorbener Schriftsteller ohne Erben zufallen sollten. Der Vorschlag hat in Dänemark recht viel Aufmerksamkeit erregt. Von seiten der Verleger hat sich der Direktor des bekannten Syldendalschen Verlags dazu geäußert, der Frau Fengers Idee an und für sich ausgezeichnet und berechtigt findet. Doch zweifelt er daran, ob sie in der vorliegenden Form die gewünschte Wirkung haben werde. Denn die Bücher, die am meisten ausgeliehen werden, seien meist nicht gerade die besten, sondern Detektivromane und dergleichen. Trotzdem hält Frau Fenger an ihrem Gedanken fest und träumt von einer die ganze Welt umfassenden Organisation der von ihr vorgeschlagenen Art. — (Ein ähnlicher Vorschlag wurde schon im Jahre 1883 auf dem Deutschen Schriftstellertag gemacht; seither aber hat man meines Wissens nichts mehr davon gehört. S. Fgl.)

Eine Druckfehler-Ausstellung.

Magdeburg barg vor einiger Zeit eine interessante Ausstellung in seinen Mauern, die wohl einzig in ihrer Art war. Es war dies eine Druckkorrektur-Ausstellung, die die Kunst der Schriftsetzer und Korrektoren beleuchtete. Verschiedene Gruppen befanden sich da. Eine Gruppe zum Beispiel zeigte die Grundlage jeglicher Setzerarbeit: das Manuskript. Gelehrtenhandschriften bekam man da zu sehen, die zu entziffern eigentlich mehr Sache eines Schriftgelehrten als eines Schriftsetzers wäre. Eine andere Gruppe der Ausstellung zeigte dann die nächste Form des Manuskriptes auf dem Wege zum Druck: den unkorrigierten Satz, dazu die ersten Vermerke des Korrektors. Eine weitere Gruppe gab sodann eine seltsame Zusammenstellung von durchgeschlüpften Druckfehlern, wobei es natürlich nicht an zahlreichen Proben unfreiwilligen Humors fehlte.

Goethe und das Altpapier.

Goethes Interesse für die chemische Forschung und die Technik ist bekannt. Besonders unterhielt Goethe enge Beziehungen zu den Professoren der Universität Jena, Döbereiner, Söttling und Seebeck. Von einer Erfindung Söttlings, altes Papier wieder gebrauchsfähig zu machen, berichtete Goethe folgendermaßen an den Großherzog: „Er hat gedrucktes Papier, von dem ein Blatt beiliegt, wieder zu Brei gemacht, mit seinem Wasser (dephlogistisierte Salzsäure) alle Schwärze herausgezogen und wieder Papier daraus machen lassen, das fast weißer als das erste ist. Es ist eine sehr schöne Erfindung.“ Also Goethe hat schon die Wichtigkeit des Problems, Zeitungspapier wieder benutzbar zu machen, richtig erkannt.